

(Nachdruck verboten.)

Die Badereise der Familie Hellvik.

18] Von Alfred af Hedenstjerna.

(Schluß.)

„Ja, ja, dann ist es nur gut, daß nicht auch Gott mit seinem Segen zu spät kommt, aber seine Gnade zeigt sich jeden Morgen aufs Neu,“ sagte der Pastor, der gern bei jeder Gelegenheit seinen Pfarrkindern ein ernstes Wort sagte.

Langberg war heute zu glücklich, um nicht jedemann zu Gefallen zu sein. Um also den Pastor zufrieden zu stellen, schlug er vor:

„Wissen Sie, Herr Pastor, wir könnten die Arbeit vielleicht teilen. Sie leiten die Arbeiten auf der Veranda und ich die hier bei der Eingangspforte?“

Damit war der Pastor einverstanden, und dann wurde mit verzweifelter Geschwindigkeit gearbeitet. Beiden jungen Leuten war es, als schmückten sie ihr eigenes Heim; liebevoll und zärtlich ordneten sie die Blumen und grünen Guirlanden, und der Pastor warf bisweilen einen warmen Blick über die herrlichen, ringsumliegenden Felder hin, während seine leisen Seufzer sich hie und da fast zu halblauten Worten formten, die seinen Lippen entschlüpfen: „Anna, Geliebte! . . . Vierhundert Tonnen Land . . . Alles drainirt!“

Plötzlich vernahm man auf der festen, guten Chaussee Wagenrattern, und im Stimmengewirr schrie man durcheinander:

„Jesse, se kommen schon! . . . Et is vier Uhr! . . . Det is e Federwage, det hört man an's Geräusch! . . . Schnell die Flagge ruff! . . . Ach, Gott sie Dank, det is nur e Geuspänner!“

So war es auch. Und aus demselben sprang mitten vor der Pforte ein sehr eleganter Herr heraus.

„De Herrschaft is nich to Hus, aber se komme hied Avend,“ sagte der Oberknecht Anders, der sich veranlaßt fühlte, die Honneurs zu machen, da beide Herren nach den Flaggen fortgereilt waren.

„Danke, ich weiß es. Ich soll Sie alle von der Herrschaft grüßen. Ich erwarte sie hier.“

Langberg und Fridolin hatten sogleich Herrn Nilsson wiedererkannt, dem sie in Gesundbrunn flüchtig vorgestellt waren. Der giftige Pfeil der Eifersucht durchbohrte plötzlich Beider Herzen. Der Pastor erblickte und ein „Allmächtiger Gott!“ entrang sich seinen zusammengebißnen Lippen. Dem Doktor dagegen wurde glühend heiß, und er murmelte in vollständiger Wuth:

„Der scheint sich ja hier vertauselt zu Hause zu fühlen!“

Herr Nilsson grüßte artig und freundlich und erzählte, daß die Familie Hellvik die außerordentliche Freundlichkeit gehabt hätte, ihn auf ein paar Tage nach Hultuna einzuladen. Er sagte, er freute sich, daß er so zeitig gekommen, und daß es ihm sehr angenehm wäre, die Bekanntschaft der beiden Herren zu erneuern.

Das alles wurde mit großer weltmännischer Gewandtheit vorgebracht.

Der Pastor fragte, ob es sehr staubig wäre.

Der Doktor bat um Entschuldigung, daß er in Hemdsärmeln blieb.

Herr Nilsson sagte, es wäre weniger staubig, als man vermuthen sollte, und bat den Doktor, sich gar nicht geniren zu wollen.

Und dann drückte er sich allmählig abseits in den Garten. Zum ersten Mal seit zwanzig Jahren fühlte er sich daheim. In früher Jugend hatte er aus seinem zerstörten Vaterhause hinaus müssen in die weite Welt. Er hatte bald in fensterlosen Kammern unter den Hoteltreppen, bald in ganz netten Hofmeisterzimmern gewohnt. Er hatte die Möblirung vieler prächtiger Wohnräume und zahlreicher Hotelzimmer mit Verständnis und Geschmack geleitet; aber er selbst hatte sich immer ebenso wenig „zu Hause“ gefühlt, wie der Gast, der kam und ein solches Zimmer für die Nacht nahm. Nun, inmitten all dieser Dinge, die während des ganzen Lebens den Rahmen um sie, die er mit dem reifen, klaren, starken, bewußten Gefühl des erprobten Mannes liebte, gebildet hatte, fühlte er sich sofort

weit mehr daheim, als an Plätzen, an denen er mehrere Jahre gewohnt hatte.

Er ging in dem großen und schönen, aber sehr einfachen und kunstlosen Garten mit der Freude und Neugier eines Kindes umher, wie der Entdecker in einer neuen Welt.

„Da, eine alte Schaukel! Auf der hatte seine Anna wohl manches Mal gegessen und war hoch hinaufgeslogen in die Zweige der riesigen Birnenbäume. In der Rinde eines Stammes waren Namen eingeschnitten. Viele Namen. Auch unlesbare. Aber sieh, da stand ein A. S. gleich Anna Hellvik. Er küßte es und ging dann in selbigem Traum, der wohl voll mächtiger Sehnsucht, aber ohne Ungeduld war, umher. Er hatte ein Gefühl, als wenn er genug zu thun hätte, nur hier umherzugehen, bis die Geliebte kam.“

Der Pastor und der Doktor, besonders der letztere, fühlten sich weniger behaglich; und als endlich alles fertig war, empfand der Doktor das unwiderstehliche Bedürfnis, auch in den Garten zu gehen und ein Wort der Verständigung je nach den Umständen mit dem großen Herrn zu reden, der da im schwarzen Gehrock daher gefahren kam und sich benahm, als wäre er ein Diplomat. Freilich hatte der Thierarzt niemals einen Diplomaten gesehen, aber wie solche „Merke“ aussahen, konnte man sich ja leicht vorstellen.

Zufällig kam er gerade dazu, als der Fremde dem alten Birnbaum einen Zärtlichkeitsbeweis gab, worüber vor Langberg's Augen rothglühende Flammen aufleuchteten.

Der gute Doktor war kein großer Philosoph; aber soviel begriff er doch: trotz der großen und bekannten Gastfreiheit auf Hultuna, dieser junge Herr mußte bei Frau Hellvik in besonderer Gunst stehen, daß er so unmittelbar nach einer Sommerbekanntschaft zu ihnen eingeladen wurde. Und daß dieser neue Bekannte, der ganze zwei Meilen mit Extrapost angefahren kommt, spornstreichs in den Garten läuft und einen Obstbaum küßt, ein ungewöhnliches, freundliches Interesse für die jungen Mädchen verrieth, das war wohl ziemlich klar.

Aber welches von den jungen Mädchen? Davon hing es ab.

Nilsson ging in holdem Schwärmen einen der schmalsten Gartensteige hinauf, als plötzlich ein dunkler Schatten über den Weg fiel, und Doktor Langberg gerade vor ihm stand und sagte:

„Um . . . hm . . . entschuldigen Sie — aber ich bin ein offener Kerl, und ich glaube . . . hm . . . ich hätte möglicherweise . . . das heißt . . . ja, ich hätte hier nichts mehr im Hause zu suchen. Aber vielleicht ist es ein Irrthum? Herr Nilsson, Sie sind gewiß ihrer Sache sehr viel sicherer, denn . . . hm . . . wer so hierher kommt, wie Sie . . . hm . . . hat doch wohl alles klipp und klar . . . das begreife ich . . . so daß nichts daran zu ändern ist. Ja . . . wissen Sie, ich bin kein Mann des Worts; aber ich hoffe, wir verstehen uns? Um welche s Fräulein Hellvik handelt es sich?“

Nilsson lachte gutmüthig und freundlich, streckte den erregten Riesen seine beiden Hände hin und sagte:

„Bei Ihnen handelt es sich doch wohl um Fräulein Gerda, was ich daraus entnehme, daß sie mich besonders bat, Sie „recht sehr“ zu grüßen, wenn ich Sie allein träfe . . . ei, poktausend!“

Langberg hatte im Uebermaß seiner Freude Nilsson's Hände fast zerdrückt und rief nun:

„Heilig's Kreuz, das ist zu herrlich! Verzeihen Sie! Ja . . . Sie sehen ja, wie es mit mir bestellt ist . . . Hören Sie nun, könnten wir nicht, wir, die wir doch . . . ja, die wir doch . . . hm, eigentlich kommt es nicht mir zu, es vorzuschlagen; aber da wir doch . . . uns in Gesundbrunn getroffen haben . . . obgleich wir hier kein Glas oder . . .“

„O sehr gern!“ sagte Nilsson und legte seinen Arm um den Nacken des jetzt so sanftmüthigen Riesen. „Ich hoffe, wir werden gute Freunde werden.“

„Darum bitte ich!“ fiel Langberg eifrig ein.

In demselben Augenblick vernahm man wieder das Geräuschen eines Federwagens und Hufschlag auf der Straße. Diesmal war es wirklich Pluto und Proserpina.

Die Pferde scheuten wild vor der Ehrenpforte zurück und hätten in all der Freude beinahe ein Unglück angerichtet.

Axel stieß ein Indianergeheul aus, sprang vom Wagen herab, riß sich dabei das Hosenbein fast bis zum Knie auf und trat der Küchen-Stina tüchtig auf die Füße, während er sie umarmte. Anna's und Gerda's Augen trafen wie elektrische Funken die beiden überglücklichen Männer, die vor der Veranda standen und mit ihren Hüten wehten, während ein dritter sich entblößten Hauptes höflich verneigte.

Das sonst so ruhige Antlitz des alten Hellvit erstrahlte immer wieder in freundlichem Lächeln, und er schaute sich nach allen Seiten um, im frohen Wiedersehen all' der altvertrauten Plätze.

Der kleine Karl aber schrie gellend laut:

„Siebt's wieder junge Kaninchen? Was macht Volla's Fohlen?“

Frau Hellvit, die sonst immer als erste fertig zu sein pflegte, saß jetzt ganz still in dem Familienwagen, bis alle herausgklettert waren, und sah sich nur um. Niemals war sie so lange von Sultuna fortgewesen, seitdem es ihr Heim geworden, niemals war es ihr so schön erschienen oder so traut vorgelommen, wie jetzt. Ach, dies, nun wieder Zu-Hause-sein, war doch das Beste an der ganzen Reise.

„Wolle Sie sich nicht aufregen, Frau Hellvit?“ fragte Peter, und erst da fiel es ihr ein, alle zu begrüßen.

Aber nicht einmal in diesem rührenden Augenblick konnte sie es ihrer Gerda verzeihen, daß nicht der „reizende, lebenswürdige Baron“ da neben Nilsson stand und sie empfing. Langberg begrüßte sie ein wenig kühl und dachte bei sich:

„Warte nur, mein Jungchen, noch hast Du sie nicht so auf der Gabel, wie Du glaubst!“

Selbst Onkel Gustav war gerührt. Aber da er zu den Menschen gehörte, die jede Aeußerung weicherer Gefühle für unmännlich halten, wies er nur auf die Ehrenpforte und die Guirlanden an der Veranda hin und sagte in seinem verdrießlichsten Ton, aber mit Thränen in den Augen:

„So eine verd . . . d . . . dammte P . . . P . . . Plünderung des Laubw . . . w . . . waldes, Albert!“

In dem Wirrwarr des Aussteigens und der Begrüßung fanden zwei paar Augen Gelegenheit, sich erfrischend in einander zu tauchen und zwei paar Hände, sich einige Wellen von thierischem Magnetismus von Herz zu Herzen — unbemerkt, wie sie glaubten — hinüber zu senden.

Aber Pastor Fridolin hatte gute Augen und begriff sehr leicht. Er sah mancherlei und ahnte noch mehr. Er witterte gleichsam in der Luft, daß er hier überflüssig war, der Boden wankte gleichsam unter seinen Füßen, und Anna Hellvit, sowie die hundert schön drainirten und in hoher Kultur befindlichen Tommen Ackerland, die nach den Gefühlen seines Herzens und den Heiraths- und Erbschaftsbestimmungen ihm hätten zufallen sollen, entschwandten in weiter Ferne.

„Na, wollen Sie schon gehen, Herr Pastor! Wir hatten gehofft, Sie zum Abend bei uns zu behalten,“ sagte Frau Hellvit herzlich, als er, sich verneigend, mit dem Hut in der Hand vor ihr stand.

„Leider kann ich nicht! Die Pflicht ruft mich! Ich bin in Amtsangelegenheiten nach Trintorsdorf gerufen. Ich wollte nur die Herrschaften willkommen heißen und Gott den Herrn bitten, Ihren Eingang zu segnen!“

„Aber das ist doch sehr schade, da wir andern alle . . .“

„So ist des Lebens Lauf, liebe Frau Hellvit. Sich sehen und scheiden! Zwei wollen mahlen auf einer Mühle; einer wird angenommen, der andere abgewiesen, heißt ein altes Wort. Leben Sie wohl! . . .“

Die Küchen-Stina und die Stuben-Johanna hatten sich die Arbeit, jede mit einer Gehilfin, getheilt. Die erste brachte in Eile Himbeerfaß und Wasser auf die Veranda zur ersten Erfrischung hinaus, die andere, mit ihren schnelleren Beinen richtete den Kaffeetisch unten in der großen Laube am äußersten Ende des Gartens, die nach dem See hinausging, damit derselbe bereit wäre, wenn die Herrschaft sich ein bischen zurechtgemacht hatte.

Unterdessen musterte Langberg im Stalle Pluto und Proserpina und stimmte gnädigst der Erklärung Peters' zu, „et is ganz verdammt, wenn die Gäule nicht im Sommer e bischen uff de Weid' gehe.“

Als aber Johanna mit dem Rahm aus dem Eiskeller über den Hof ging, sah sie, wie der fremde Herr drinnen im Salon, wo er für einen Augenblick mit Fräulein Anna ganz allein war, das Fräulein umarmte, sie mitten auf den Mund küßte und sagte: „Geliebte!“ Und Fräulein Anna that, als müßte das so sein, lehnte ihren Kopf an seine Schulter und sagte: „Willkommen in unserm Hause, Franz!“

Man konnte das alles draußen durch das offene Fenster ganz deutlich hören, und Johanna erzählte es in der Küche, und die „Aushilfs-starlina“ lief hinaus und erzählte es dem Oberknecht Anders, kurz, ehe noch die Herrschaften unten in der Laube ihren Kaffee getrunken hatten, wußte ganz Sultuna, daß Fräulein Anna sich in Gesundbrunn einen Bräutigam angeheiratet hatte.

Das Kaffeegeschirr wurde abgetragen, und dann Punsch und Sodawasser, Kognak und Zigarren vorgefetzt. Das sah sehr einladend aus, und schon streckte Papa Hellvit die Hand nach dem Zigarrenkasten aus, und Onkel Gustav rüstete sich zu einem Grogg, als Mama sie daran hinderte, indem sie feierlich die Hände auf die ihrigen legte und ganz deutlich vernehmbar Gerda zuklärte:

„Hole statt dessen eine Flasche Champagner und auch Gläser für die Jungen; keinen Ausstellungs-Champagner, sondern echten!“

Bald perlte der edle Traubensaft in den „Dütengläsern“, wie Johanna sie nannte, und Papa Hellvit, der inzwischen von seiner Frau instruiert worden, strich über seine sanften blauen Augen hin und sagte mit einer Stimme, die nicht ganz klar war:

„Anna, meine liebe Tochter, und Du, Franz, den ich so schnell wie einen Sohn lieben gelernt habe, die Verlobung soll ja erst in einigen Tagen bekannt gegeben werden, aber da dieses das erste Glas ist, das wir in diesem alten . . . Wie, . . . was meinst Du Emma?“

Als alle ihre Gläser ergriffen hatten, und Frau Hellvit's Augen funkelnd im Familienkreise umherliefen, blieben sie schließlich auf dem Einzigen ruhen, der nicht hierher gehörte. Er war purpurroth im Gesicht und stand da mit demüthiger, aber ausdrucksvoller Miene, so daß die gute Frau fühlte, daß sie ihm nicht länger zürnen konnte. Und dicht neben ihr stand Gerbachen mit flammenden Wangen, einen entschlossenen Zug um den Mund, den sie von ihrer Mama geerbt hatte, und ein paar Augen, die mit einem Ausdruck auf dem Thierarzt ruhten, als wenn dieser einfache Mensch Gott Vater selbst gewesen wäre. Da wurde es der Frau Hellvit nur zu klar, daß es zwecklos wäre, länger Widerstand zu leisten. Sie ging zu Papa hin, legte die Hand auf seinen Arm, ergriff für ihn das Wort, wie schon oftmals früher, winkte Garba und dem Thierarzt wie eine gültige Fee armen Kindern am Weih-nachtsfest und sagte:

„Der Doktor und Gerda möchten sich auch verloben. Profit, Kinder!“

Da gab es eine große und kräftige Umarmung von sechs Paar Armen, der Inhalt von Mama's Glas rann wöllig über den Rücken von Nilsson's schwarzem Gehrock herab, selbst das Glas ging in Stücke, und man küßte einander auf gut Glück in Gruppen nach rechts und nach links.

Nur Onkel Gustav und die Jungen standen etwas abseits und warteten, bis auch sie an die Reihe kämen. Alles war so schnell gegangen, daß der kleine Karl nicht recht hatte folgen können.

„Onk'l, geh'n beide Mädchen nu fort?“ fragte er leise.

„Es s . . . sieht so aus, mein Junge!“ sagte Onkel Gustav. —

(Nachdruck verboten.)

Schicksale eines Fichtenbaums.

Nach dem Bericht eines amerikanischen Ingenieurs.

An einem Wintertage stand ich im tiefen Schnee eines nordamerikanischen Waldes. Die weißen Floden tanzten durch die Luft und die Sonne suchte vergebens die trotzige Wolkenmauer, die weit und breit den Himmel begrenzte, zu durchdringen. Endlich aber siegte sie doch und sandte ihre leuchtenden Strahlen zur Erde hernieder.

Ich betrachtete eine große alte Fichte, die etwas abseits von ihrem Gefährten stand, die Königin des Waldes. Sie mochte an 140 Fuß messen, vielleicht noch mehr, von der obersten Spitze ihrer glänzend grünen Krone bis zu ihrem Fuße im tiefen Schnee. Groß, stark, lertzengrade war dieser stattliche Baum gewachsen, und am Boden muß sein Durchmesser wenigstens 3 Fuß betragen haben. Es war die Wirkung der Lebenskraft eines winzigen Samentörchens, das an einem schönen Herbsttage vor mehr als 150 Jahren vom Winde hierher getragen wurde und auf den feuchtwarmen fruchtbaren Boden herniederfiel.

Während ich den prächtigen Wuchs des Baumes bewunderte, kamen zwei Männer auf mich zu. Der eine, ein helläugiger Bursche von kurzem Wuchs und dunkelbraunem Gesicht, einer jener Chippewa-Indianer, deren Heimath der Wald seit undenklichen Zeiten ist, betrachtete den Baum mit kritischem Auge und schlug dann kräftig seine Axt in das Holz, um den Stamm an der Seite zu zeichnen, nach

welcher er fallen sollte. Der zweite Mann war mit einer Säge bewaffnet, und diese setzte er an den prächtigen Baum, um unaußhaltbar, unerbittlich dagegen loszuarbeiten. Als er aber das Herz der Fichte durchschnitten hatte, trieb er noch einen kleinen glänzenden Stahlkeil in die Bahn der Säge. Eine Sekunde noch — und die herrliche Fichte stürzt durch die Zweige ihrer Nachbarn und schlägt auf die gefrorene Erde mit lautem Krachen, das durch die weiten Waldesräume widerhallt.

Jene Leute, die an dem frostigen Winternachmittag bei der Arbeit waren, gehörten zu einer großen Schaar, die mit vereinter Kraft den Fichtenbestand dieses Waldes vernichteten. Ungefähr vier Milliarden, einhundert und sechzig Millionen Fuß Stämme sind allein im Jahre 1895 gefällt worden. Mit diesem Material könnte man ein Haus um den ganzen Erdball bauen und die Mauern innen und außen, sowie das Dach mit duftendem Fichtenholz belegen, endlich auch noch einen Zaun von 8 Fuß Höhe um die ganze Erde herumführen. Diese ungeheure Holzmenge bildet die Ausbeute zweier Wälder; der eine im nordwestlichen Theile des Staates Wisconsin und der andere im nördlichen Minnesota. Die Stämme werden in so riesiger Anzahl gefällt, daß nach Verlauf von zehn Jahren vielleicht nicht ein Fichtenbaum auf diesem weiten Gebiet zu finden ist.

Aber wir wollen nicht unsere edle Fichte vergessen, die im Winter Schnee dahin gestreckt liegt. Ich betrachtete aufmerksam die Jahresringe an der Schnittfläche und zählte deren an 160.

Nun sollte unser Fichtenbaum auf die Reise gehen. Es sind Eisenbahnen zur Beförderung der Stämme in den Wäldern gebaut worden, die den Eigentümern derselben gestatten, ihren Besitz aus weiter Ferne erreichen zu können. Und von der Hauptstrecke der Bahn gehen Zweiggleise aus, die wie die Finger einer Riesenhand die wehrlosen Fichten umspannen.

Nach einer beschwerlichen Fahrt über Waldwege gelangt der Stamm auf die „Gleitbahn“, eine Ebene, die bis zum Eisenbahndamm hinabführt. Die Gleitbahnen sind lange feste Rinnen aus dem Holz des amerikanischen Lerchenbaumes oder irgend eines anderen harten Holzes. Die Stämme gleiten auf diesen Bahnen leicht hinab und werden sodann auf kurzen, breiten Transportwagen weiter befördert. Sobald ein Wagen beladen ist, rückt ein anderer vor, bis ein Zug von ungefähr dreißig Wagen zur Abfahrt fertig ist. Der Weg ist sehr uneben und die Züge sind mit den besten Luftbremsen versehen, um die Steigungen und Abhänge ohne Gefahr überwinden zu können. Es bedarf großer Vorsicht, um Unfälle zu vermeiden, denn wenn ein Wagen sich löst und allein oder mit anderen den Abhang hinunterstürzt, sind die Wagenführer rettungslos verloren. „Vergleitetter“ nennt man diese mächtigen Lokomotiven, die hier zur Verwendung kommen; sie bilden natürlich den wichtigsten Faktor dieser großen Waldeseisenbahn.

Der Zug bringt die Stämme nach dem wohl hundert englische Meilen entfernten Ladeplatz am Mississippi. Sind die Stämme von den breiten Wagen gehoben, so gleiten sie auf einer etwa 60 Fuß langen Bahn hinab; es ist eine Ebene, die bis zum eisbedeckten Fluß hinunterführt. Stamm auf Stamm werden auf das Eis geworfen, bis die Fläche weit und breit bedeckt ist. Ein ungeheures Gewicht ruht auf dem erstarrten Strome, und die Last ist so groß, daß einige Stämme schließlich die Eisplatte durchbrechen und auf das Flußbett hinabstürzen. Wohl zweimal so hoch wie ein städtisches Wohnhaus normaler Größe werden die Stämme aufgeschichtet.

Während die Leute die Fische entladen, droht ihnen die Gefahr, daß sie ein sogenannter „Chajer“ (Verfolger) ereilt. So bezeichnet man einen Stamm, der plötzlich von der Ladung, an die er durch eine Kette gebunden ist, abspringt und plötzlich den Abhang der Bahn mit fürchterlicher Geschwindigkeit hinunterstürzt. Wehe dem Arbeiter, der ihm in den Weg geräth. Bisweilen wird es nothwendig, einen Stamm „auszuschleifen“, der so eingeleit ist, daß er den anderen auf der Gleitbahn den Weg versperrt. „Den Holländer tödten“, nennen es die Leute. Die Arbeiter, die die Bahn hinunterklettern, gewinnen durch ihre festen Nagelschuhe und mit Kanthalen versehenen Stäbe festen Halt. Oft aber wagen sie ihr Leben, indem sie einen Stamm aus seiner Lage bringen. Häufig muß solch ein fest eingeleiteter Baum unter Anwendung von Dynamit losgetrennt werden — so gewaltig ist der Druck der vielen tausend Stämme, die auf ihm lasten.

Im Frühjahr treibt unser Fichtenbaum mit tausend anderen den breiten Strom hinab. Die Stämme sind, da das Eis zu schmelzen begann, immer tiefer in den Fluß gesunken, bis sein Bett schließlich bis zum Uferende davon erfüllt war. Dann aber kam die wilde Fluth des oberen Mississippi, die durch ein großartiges Reservoirsystem hunderte von Meilen weit regulirt wird. Das Wasser schwillt, die Stämme häufen und heben sich und treiben mit großer Gewalt den Strom hinunter. Die Holzarbeiter beachten dies alles vom Ufer aus oder springen von Stamm zu Stamm, stets in Gefahr schwebend, in den wilden Strudel hineinzustürzen.

Ein langes, einstöckiges Hausboot, ein sogenannter „Barnegan“, in welchem die Fächer ihr beschidenes Heim aufschlagen, begleitet das Treiben. Endlich erreicht die todte Fichte den großen Holzplatz bei den Mühlen, wo die hungrigen Sägen ihrer harren. Mit triefender Rinde steigt unser Baumstamm aus den gelblichen Fluthen empor und gleitet plötzlich auf einer schrägen Ebene nach den Mühlen hinab. Es ist ein rampenartiges Gerüst, das in der Mitte mit einer Rinne von 8 Zoll Tiefe und 2 Fuß Breite versehen ist, so daß der stärkste

Baumstamm sicher darin liegen kann. Ueber diese Fläche wird er durch eine mit vortretenden scharfen Stahlspitzen versehene Kette gezogen, denn infolge seines großen Gewichtes dringen die Fächer von selbst in sein Holz ein. Ein Arbeiter wirft durch Anwendung eines Hebels zwei mächtige, mit Stahlspitzen versehene Arme empor, die den Baumstamm aus der Rinne heben und ihn auf einen Tisch werfen, von welchem er auf den zur Säge hinabrollenden Wagen gelangt. Dieser Wagen ist auf Schienen beweglich und mit einem vortretenden gezahnten Bod versehen, der den Baumstamm ansaugt. Zwei Männer stehen auf dem Gefährt und auf ein Zeichen des Hauptjägers wird der Bod durch den Hebel für eine gewisse Brettstärke eingestellt. Jetzt fliegt der Wagen mit großer Geschwindigkeit der Kreissäge entgegen, und in wenigen Sekunden ist eine vom Wasser durchtränkte Seite abgetrennt. Der Wagen fliegt mit Bindeseile zum Ausgangspunkt zurück, um nach Stellung der Hebel sofort wieder gegen die scharfe Säge abzurollen. Es durchschauert uns, diesem Schauspiel zuzusehen; jeden Augenblick erwartet man, daß einer der Leute abgeworfen und schrecklich verstümmelt wird. Unglücksfälle in diesen Sägemühlen sind denn auch nichts Seltenes. Fast an jedem Punkte der Mühle droht Gefahr. Unser Fichtenstamm kann Zeuge sein, wie ein Mann vom Wagen zu Tode geschleudert, von einem herunterfallenden Stamm getroffen, oder von der zer splitterten Rante eines abfliegenden Holzstückes schrecklich verstümmelt wird.

Drei Hauptarten von Sägen giebt es in der Mühle. Die Kreissäge, die wir bereits kennen gelernt haben, die Bandsägemaschine und die Gattersäge. Die Bandsäge besteht aus einem Stahlband, das ungefähr 30 Fuß lang und um zwei große Räder herumgeführt ist, durch welche sie in Bewegung gesetzt wird. Die Gattersäge besteht aus einer Reihe kurzer, grader und vertikal aufgestellter Sägebänder, die je nach der Stärke der zu erzielenden Bretter gestellt werden. Bisweilen sieht man vierzig derselben in einer Reihe und diese arbeiten sich in fünf bis sieben Minuten gleichzeitig durch zwei oder drei der größten und stärksten Stämme hindurch.

Ein System von Rollen führt das gesägte Holz von den Sägen bis zum entfernten Ende der Mühle, wo die Bretter aufgehäuft und sortirt werden. Am Ende der Rollwagen steht ein Arbeiter, der mit Hilfe einer eigenartigen Vorrichtung das Brett in jede beliebige Richtung bringen kann. Holzstücke geringerer Qualität werden zu Dachschindeln oder als Brennholz für den Stadtbedarf gesägt, während die Bretter auf eine breite geeignete Tafel kommen, wo sie durch kleine Sägen zu gaubaren Längen zerschnitten werden.

Der Arbeiter am oberen Ende setzt eine Reihe von Hebeln in Bewegung, wie sie ähnlich bei den Centralweichenstellen der Eisenbahn Anwendung finden; die kleinen Sägen treten automatisch in Thätigkeit. Das fertig geschnittene Holz fällt hinab, um auf dem Plage zu riesigen Haufen aufgeschichtet zu werden.

An die Kraft der Sägen, die so mächtige Baumstämme durchschneiden, werden so hohe Anforderungen gestellt, daß sie nach Verlauf von wenigen Stunden durch neue ersetzt werden müssen. Die abgestumpften Sägen kommen in den Feilraum, wo sie durch schnell rotirende Schmirgelseilen, die auf hohen Gerüsten angeordnet sind, geschärft werden.

Einige dieser großen Mühlen schneiden pro Tag 285 000 Fuß Holz. Sie beginnen im Frühjahr, sobald die Stämme den Fluß herunterkommen und arbeiten bis in den Spätsommer hinein, bei milder Bitterung sogar bis zu Beginn des Winters. Auch unser Fichtenstamm ruht nun, zu ternigen Brettern zersägt, mit vielen anderen in einem der riesigen Holzhaufen. Lange Gänge oder Straßen laufen zwischen diesen Holzhaufen hindurch und bieten Raum für die Wagen, die weiteres Material heranfahren.

Fred Hood.

Kleines Feuilleton.

k. Die Mode der „Conférences“ im alten Rom. Die Mode der „Conférences“ ist keineswegs neu; sie blühte schon im Zeitalter des Augustus in Rom und griffte unter seinen Nachfolgern. Langeron widmet dieser Sitte in der „Revue bleue“ eine interessante Studie. Afnius Pollio führte die Reizationen ein. Das römische Publikum liebte das Reden um seiner selbst willen; es forderte vom Redner nur Geistesgegenwart, Eleganz und geistreiche Einfälle, und es schätzte vor allem die Improvisationen — wenigstens mußte der Redner den Anschein erweiden, als ob er diese Eigenschaften besitze. Er bereitete sich am Morgen gut vor, nahm ein Bad, laute tragacantha (Wodsdorn), um seine Stimme klar zu machen und wiederholte seine Conférence vor dem Spiegel, indem er seine Phrasen drehfelste und seine Gesten probirte. War seine Stunde gekommen, so stieg er auf die Rednerbühne, schlug grazios die Falten seiner toga zurück, lächelte, rundete die Lippen und bat seine Zuhörer, ihm ein Thema vorzuschlagen. Velamte, die sich unter die Menge gemischt hatten, beeilten sich dann, ihm das Thema anzugeben, über das sie vorher mit ihm übereingekommen waren. Nicht immer gelang dieses Spiel, dann war es die Kunst des Redners, durch geschickte Seitensprünge auf das von ihnen vorbereitete Thema zu kommen. Gelang ihm das nicht, stochte er etwa, so übertönte sofort Sohngefarei seine Stimme, während man ihm lebhaften Beifall spendete, wenn er sich mit Geschick aus der Affäre zog, wenn er z. B., gefragt über Pythagoras oder den Phädon, wie etwa Himerius angenehm über seine Migräne oder wie Apulejus über eine Verrenkung, die er sich zugezogen, plauderte. Eine solche Conférence brachte zugleich Geld und Ehren. Damianus zahlte 80 000 Mar, um ein einziges

Mal den Philosophen Aristides zu hören; der Rhetor Adrianus lenkte seinen Wagen mit Silbernen, mit Edelsteinen besetzten Rügeln, und Herodes Atticus konnte aus seinen Ersparnissen in Athen ein Theater, eine Rennbahn in Delphi, Bäder in den Thermopylen und eine Wasserleitung in Olympia bauen. Dem Dio Chrysostomus errichteten die Korinther eine Marmorstatue. —

Musik.

c. Die Originalmusik des Revolutionsliedes „Ca ira“ wurde von Constant Pierre in der Bibliothek des Pariser Konservatoriums für Musik gefunden; sie ist jetzt in dem neuen Heft der Zeitschrift „La révolution française“ in einem Facsimile reproduziert. Es ist ein Contretanz, betitelt „le Carillon national“, für zwei Violinen geschrieben; eine Beschreibung der Figuren folgt. Die Melodie war längst in den Schaustuben von Paris populär, als im Jahre 1790 der Text hinzugefügt wurde. Wer diesen gedichtet hat, ist unbekannt; wahrscheinlich haben verschiedene Personen ihr Theil dazu beigetragen. —

Kunst.

g. k. Neues von Arnold Böcklin. Tagebuchaufzeichnungen über Arnold Böcklin von Rudolf Schid, die werthvolle Aufschlüsse über die Schaffensart des Künstlers enthalten, werden in dem soeben erschienenen Heft des „Pan“ veröffentlicht. Das Jahr 1866, aus dem sie stammen, war fast ganz ausgefüllt mit der Arbeit an dem Bilde „Petrarca“, dessen Entfaltung wir fast von Tag zu Tag verfolgen können. Man ist immer von neuem überrascht zu sehen, wie unendlich mühevoll die Arbeit von statten geht, wie Böcklin immerfort die Komposition umwirft, die Farben anders stimmt, um am Ende doch unbefriedigt zu sein und zu dem ersten Entwurf zurückzukehren. Hätte er nur solch unverwundlich schöpferisches Talent wie Rafael, sagt Schid, er würde solch ein Bild wie seinen „Florentinischen Dichter“ gewiß in 14 Tagen gemalt haben, während er oft daran zweifelte, ob er es überhaupt so malen könne und schon eine neue Leinwand bestellen wollte. In technischen Experimenten kam er sich nicht genug thun; umständlich wird z. B. ein neues Verfahren, das er bei der älteren „Villa am Meere“ (bei Schad) versuchte, aus-einandergelegt. Charakteristisch ist dabei Böcklin's Mißtrauen gegen die Delmalerei. Wie auf die Musik das Klavier, meint er, so hat auf die Kunst das Delmalen einen großen einseitigen, in mancher Beziehung sogar verflachenden Einfluß geübt; so mache das lasirende Verfahren bei der Deltechnik eine lange vorbereitende Manipulation nöthig, die bei anderen Malweisen abgekürzt werde. Ein Tages-Abblatt vom 10. Juli setzt uns in den Stand, Böcklin auf einem Studienausflug zu begleiten. Das Ziel war Val d'Agneria. In aller Frühe, um 1/2 Uhr, ist Mendezvovs in einem Café. Dann geht's zur Porta San Giovanni hinaus. Die Sonne stand noch tief und beleuchtete warm die schwefelgelb blühenden Klazien der Landstraße, dazwischen mit hartblauen Tönen Blätter, die auf ihren Schattenseiten Lustreslege auffingen, was unangenehm bunt ausfiel — Böcklin nennt das einfach „falsche Töne . . .“ Die Beleuchtung wurde immer schöner. Der Tag ist ungemein klar. Wenn man nach Deutschland zurückkehrte, meint Böcklin, fielen es einem recht auf, wie auch an den klarsten Tagen die Ferne dünnig verhieltet ist. Das hätte auch seinen Reiz, aber schöner wäre es fast, wenn die weiteste Ferne immer noch formvoll gesehen wird . . . Später macht Böcklin an einer Stelle auf den großen Farbenumfang aufmerksam, er hebt eine blaurothe Mohoblume auf, hält sie gegen diese Fülle von Tönen und bewundert die schöne Harmonie zu allen Farben. Darauf zeichnen die Weiden an einem Bachrand Lattich, halten dann Mittag und Mittagruhe, und am Nachmittag zeichnen sie wieder diese Blätter. Böcklin giebt dem Jüngeren die Lehre, daß es recht unklug wäre, so vieles anzusehen; wenn man dieser Blätter wegen allein hinausginge, und sie recht studirte, und beobachtete, so würde man mit viel bleibenderen Eindrücken heim-kehren . . . Zweimal baden sie auch an diesem Tage, und bei Sonnenuntergang lehren sie über das braune Stoppelfeld am Bacchus-templel vorbei heim. Am anderen Tage fördert Böcklin, von dem Spaziergang angeregt, die Arbeit ein gutes Stück. Die Studien des vorübergehenden Tages werden ihm gleich fruchtbar. Er malt in seinem Bilde vorn große Gullattichblätter, die viel zur plastischen Wirkung beitragen. Er meint dazu, wenn man hinauskomme in die Natur, so sehe man stets, daß Schlingpflanzen viel massiger auf-treten als man sie male, wenn er an den prächtigen Lattich von gestern zurückdenke, so erschiene ihm im Bilde alles schwächlich und unwirksam, während er sich draußen immer sagen mußte: „Domer-wetter, ist das eine schöne stattliche Pflanze . . .“ Für die Ziele, die Böcklin in seiner Landschaftsmalerei verfolgt, ist eine Aeußerung sehr wichtig: sie zeigt, daß ihm alles darauf ankam, die Tiefenwirkung im Bilde herauszubringen: Man sollte in einer Landschaft immer das weite Hinausgehen empfinden und gewissermaßen vom Rachen zur Ferne herumschweifern können. Mit den Farben aber beschäftigt er sich am meisten. Jede Farbe hat für ihn einen bestimmten Charakter, so spricht er von der „unangenehm wehmüthigen“ Wirkung des Violet in einer Landschaft. Oft kehrt er zu dem Problem der Farben-harmonie zurück, er versucht es sogar, sich eine Art physiologischer Theorie zurechtzumachen, aber er giebt zu, es wäre ihm noch nicht gelungen, dahinter zu kommen. Er grübelt überhaupt sehr

viel, er entrüstet sich über den Sittlichkeitsbegriff unserer Zeit, wie die Leute in den nackten Gestalten eben nur die Nacktheit sehen und nicht die Schönheit; er verlangt von dem Künstler, daß er sein Gefühl und seinen Verstand gleichmäßig zu entwickeln suche, daß er alle Anlagen entwickele, die die Natur in ihn gelegt habe, ohne Furcht, sich durch zu große Vielseitigkeit zu zerstückeln; im Einseitigen könne nie rechte Tüchtigkeit liegen. Böcklin hält nicht viel von unserer Zeit, in der es bei der Interesslosigkeit der Menge keine Kunstblüthe geben könne; aber er erkennt auch die italienische Renaissance, das cinquecento, nur in wenigen Werken an. Die große Masse der Schöpfungen desselben sei arger Buzt. Das falle einem recht auf, wenn man von den pompejanischen Wandgemälden in Neapel kommt und vor Rafael oder Tizian tritt, die gegen die antike Schönheit wie zopfige Bilder vorkommen. Die gezwungene, fast gezielte Bewegung einer Rafael'schen Madonna, die ihr Kind wie einen Fisch in den Armen halte und es mit der konventionellen Handstellung umschleife, die bunten und doch nachgedunkelten Farben, das alles mache einem jene Bilder zuwider. . . . Wie sehr Böcklin im Anfang zu kämpfen hatte, zeigt folgende Episode, die unterm 12. Juli eingetragen ist: Als wir, von der Rucipe zurückkommend, bei Bilderläden in der Via Condotti vorbeikamen, erzählte mir Böcklin, er habe manchmal, um sich in der Zeit der Noth Geld zu verdienen, auch für solche Händler gemalt. Sie bezahlten schlecht (5—15 scudi, ca. 21—65 M. l.); man kann aber, wenn man es vor-sichtig anfängt, fast in einem halben Tag solch' Bild malen. . . . So hätte er ein paar mal das Forum malen müssen, als er einmal nothwendig Geld brauchte. —

Bergbau.

t. Eine ungeheure Gesteinsprengung wurde am 7. Dezember in den Steinbrüchen der Baisser Granit-Gesellschaft in Trebor vorgenommen. Der Bruch liegt 600 Fuß über dem Meeres-spiegel und die anscheinende Gesteinswand hat eine Höhe von etwa 100 Fuß. Nun verengte sich der Felsen an einer Stelle derart, daß der Mann für die Arbeit zu sehr eingeengt wurde. Es wurden nun drei Bohrlöcher zwischen 23 und 53 Fuß lang in den Felsen ge-trrieben, die mit Pulver gefüllt wurden. Nach Entladung der Sprengschiffe stürzten, wie nachher festgestellt wurde, etwa 1 600 000 Zentner Fels nieder, und später lösten sich noch weitere 400 000 Zentner ab. Die Sprengladung bestand aus 125 Zentnern Schießpulver, und die Minen wurden durch eine kleine Siemens'sche Dynamomaschine von 400 Volt gleichzeitig zur Entladung ge-bracht. —

Humoristisches.

— Gewichtig Fremder: „Warum hinken Sie, Bäuerin?“
Bäuerin: „Ja, mir is halt a Knödel auf 'n Fuß g'fallen!“ —
— Grund Gattin: „Zu Lebzeiten meiner Mutter hast Du mich feuriger geliebt!“
Gatte: „Die hat mir auch nicht schlecht eingeheizt!“ —
— Profit Neujahr! Musiker (am ersten Januar): „Ja sag' Dir, heute waren 'ne Masse Gläubiger bei mir! Männer und Frauen!“
„Du hast Sie nicht bezahlt?“
Musiker: „Nein; aber zu 'nem Kontretanz hab' ich ihnen aufgespielt!“ —
(„Wiegend. hum. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— In einer Buchdruckerei zu Augsburg gerieth ein 18jähriger Lehrling in das Schwungrad des Gasmotors. Der Kopf wurde ihm vollständig abgerissen. —
— In der Kopenhagener Münze werden Versuche an-gestellt, kleine Münzsorten wie 5 und 2 Dore aus Aluminium herzustellen. —
— Zu dem Bergsturz in Airola wird noch gemeldet: Ein Gebiet von zwei Quadratkilometern ist von Schuttmassen überdeckt. Acht Wohnhäuser und vierzehn Ställe sind zerstört und bilden wüste Trümmerhaufen. Viele andere Häuser sind schwer be-schädigt. Der Gesamtschaden wird auf eine Million be-rechnet. —
— Ueber ganz England ist ein furchtbarer Orkan hinweg-gegangen. Zahlreiche Schornsteine wurden umgeworfen, Dächer ab-gedeckt. Mehrere Personen sind getödtet, viele verwundet. —
— Ein Kriegsgericht in Algier verurtheilte einen arabischen Soldaten, der seiner Frau, weil er sie für untreu hielt, die Nase vollständig ab schnitt, zu — 15 Tagen Haft. —
— Zu Anfang des nächsten Jahres wird in Petersburg eine Zeitschrift in tartarischer Sprache erscheinen. —
— Im Altai-Bezirk ist ein tolossaler Nephritblock im Gewicht von 280 Zentnern gefunden worden. —
c. e. In der Nähe von Obdorsk (Sibirien) hat man Kar-toffeln, Rettig, Erbsen, Bohnen, Zwiebeln, Moho und Gurken ge-pflanzt. Das Resultat unter dem 67. Grad nördlicher Breite war, daß man Kartoffeln so groß wie die Wäse erntete, Erbsen und Bohnen fingen erst an zu blühen, als der Frost sich einstellte. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 1. Januar 1899.